

Ein Appenzeller in China [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzellisches Monatsblatt**

Band (Jahr): **21 (1845)**

Heft 9

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-542405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Appenzeller in China.

(Fortsetzung.)

Die Religion.

An den Religionsfesten der Chinesen wird viel gefeuerwerkt und geweihraucht. Diese Huldigungen gelten den Gözenbildern, die in den Tempeln, — schönen steinernen, oft reich verzierten Gebäuden — aufgestellt sind. Es sind die erwähnten Gözenbilder gewöhnlich große, vergoldete menschliche Figuren auf einem Throne und mit der Krone auf dem Haupte, die einen Tisch vor sich haben, auf dem eine Menge unzubereiteter Lebensmittel, als Fische, Hühner, vielerlei Früchte u. s. w., aufgestellt ist. Immer brennen Kerzen vor denselben, und der Tempel ist von Weihrauch völlig parfümirt. — Die Priester, die den Gözendienst zu besorgen haben, sind sehr wenig geachtet. In ihrem Aeußern zeichnen sie sich dadurch aus, daß sie keinen Zopf tragen. Ihre Kleidung besteht in einem langen Rocke, ungefähr wie ein Schlafrock, und einer Art Hut von Tuch. — Das Aeußere des Tempels, der aus Quaderstücken aufgeführt wird, ist reich mit kleinen steinernen Figuren verziert. — In einem andern Gebäude, dem Tempel gegenüber, wird auf dem ersten Stocke Komödie gespielt, den Gözen zu unterhalten. Die Schauspieler sind in reiche seidene und gestickte Gewänder gekleidet, und beide Geschlechter sind unter ihnen repräsentirt. Ihre Aufführungen bestehen in dummen Possen ohne alle Anmuth, die mit immer singender Stimme vorgetragen werden. Dieß die religiösen Gebräuche des Buddhismus. Die Lehre des Confucius hat nur in den höhern und besser unterrichteten Classen Anhänger; sie soll gute moralische Vorschriften und Ermahnungen enthalten. Die niedern Classen, also der größere Theil des Volkes, leben und weben im Ganzen mit sehr unbestimmten Begriffen über irgend eine Verschiedenheit zwischen Menschen und Thieren, namentlich in Beziehung auf ihr Loos nach diesem Leben.

Für Missionen ist ein reiches Feld in China, und es ist zu wünschen, daß dieselben schöne Fortschritte machen; denn nur durch Uebereinstimmung in der Religion kann der Chinese dem Europäer sich nähern. Jetzt haßt er denselben, denn er hat nur seine Waffen und seine Uebermacht kennen gelernt; er weiß nur, daß wir zerstören können, und nennt uns darum Barbaren. Tüchtige Missionäre können den Grundstein einer Aenderung legen. Die Leute sind im Ganzen von friedlicher Natur und gelehrig. Es befinden sich denn auch verschiedene katholische Missionen im Lande, die in allen Gegenden desselben verbreitet sind und schon ihre eigenen Bisthümer errichtet haben. Sie werden gewöhnlich mit Franzosen und Italienern bestellt. Im Ganzen soll es gegenwärtig ungefähr 300,000 chinesische Christen geben. Früher soll ihre Zahl viel größer gewesen sein; allein Uneinigkeiten unter den Lehrern, meist Jesuiten, und die ungünstigen Gesinnungen der herrschenden Kaiser hemmten nicht nur die Fortschritte der christlichen Religion, sondern zerstörten auch bereits Bestehendes. Der gegenwärtige Kaiser gestattet die Verbreitung derselben zwar noch immer nicht; die Oeffnung des Landes für den europäischen Handel wirkt aber auch in dieser Hinsicht schon jetzt günstig, und das wird immer mehr geschehen.

Es sind übrigens die Aussichten den katholischen Missionen besonders günstig. Die katholische Religion hat in ihren Formen, Gebräuchen und Ceremonien gar viel Aehnliches mit dem chinesischen Cultus; sie hat ihre Priester und Klöster, ihre Processionen und viele Feiertage, so daß der Uebertritt zu derselben sich entschieden leichter herausstellt. Denker sind die Chinesen nicht; höchstens besitzen sie Phantasie, die denn auch die drolligsten Sachen auf's Tapet bringt und sich besonders gefällt, die Natur in allen ihren Schöpfungen zu verunstalten.

Fernere Mittheilungen aus Shanghai.

Die Chinesen haben ihre Theetavernen, in denen sie zusammenkommen, ihren Thee zu trinken, wie unsere Appenzeller

bei Most und Wein. Gewöhnlich rauchen die Chinesen dann bei ihrem Thee aus einer messingenen Pfeife, und kleine Knaben oder Mädchen zünden ihnen den Tabak an. In Privathäusern werden Gästen die nämlichen Erfrischungen angeboten. Shanghai hat nicht weniger als dreihundert öffentliche Theehäuser.

Muth ist eine Eigenschaft, die der Chinesen nicht unter seine angeborenen Vorzüge zählen darf; das zeigt sich in allen seinen Unternehmungen. Besonders die wohlhabende Classe ist sehr weichlich; im Winter sieht man oft Subjecte dieser Classe, die in vier Fellen übereinander stecken. Wir hatten aber auch einst einen gemeinen Bootsmann am Borde, der uns als Pilote dienen sollte, und der gar nicht begreifen konnte, wie es möglich sei, in einer schönen und gar nicht kalten Nacht ohne eine Menge von Polstern und Decken auf dem Verdecke zu schlafen.

Wenn auch die Chinesen uns Europäer gern verachten möchten, so müssen sie doch unwillkürlich unser Uebergewicht anerkennen. Sie können nicht umhin, unsere Kunstproducte zu bewundern; wie sie aber hervorgebracht werden, das wollen sie nicht wissen, denn solche Nachforschungen wären der Todschlag ihrer Vorurtheile, in denen allein ihr Stolz leben kann. — Der Patriotismus ist ihnen fremd. Dem Vaterland ein Opfer zu bringen, Gefahren für dasselbe sich auszusetzen, die nichts einbringen, was ihre Taschen berühren würde: das ist diesem Krämervolke eine volle Unmöglichkeit. Nicht weniger sind Ruhm, Ehre und Unabhängigkeit lauter Dinge, von deren Wichtigkeit die Chinesen keinen Begriff haben; denn Gold und Silber, diese Mittel, Opium und Weiber zu gewinnen, sind ja nicht auf diesem Wege zu suchen. Sie sind nun einmal vollendete Egoisten, die lediglich auf grob-sinnliche Genüsse bedacht sind, und dabei so ohne alles Gefühl, daß der Vater sich nicht um den Sohn, der Bruder nicht um den Bruder bekümmert. Ohne Zweifel sind alle diese Erscheinungen theils der untergeordneten Stellung des weiblichen Geschlechtes,

namentlich der Mütter, beizumessen, die sich aus der vorherrschenden Vielweiberei ergeben muß; theilweise kommen sie ferner auf Rechnung der Dichtigkeit der Bevölkerung und also der Schwierigkeit des Unterhaltes. Man muß es bei diesen Verhältnissen als ein Glück betrachten, daß ein nur China eigenes Fieber jährlich enorme Menschenmassen wegrafft, indem sonst das Elend der Armuth unerträglich würde.

Der größte Theil des Bodens ist mit Nahrungsmitteln bepflanzt. Thee und Seide sind die fast einzigen Producte, welche China uns abtreten kann; hinwieder kann es nur eine beschränkte Quantität unserer Erzeugnisse uns abnehmen. Wir haben namentlich für unsere kostbaren Luxusartikel keinen Absatz in diesem Lande zu hoffen, so lang seine Bewohner das Geringste und Nothwendigste kaum zu bezahlen wissen.

Die Regierung ist eine wahre Policinell-Gebieterei. Nach festen, unabänderlichen Grundsätzen zu herrschen, das ist nicht Chinesische Weise, obwohl sie sich einer solchen Administration rühmen. Gesetze sind zwar da; die Mandarinen aber, welche über die Vollziehung derselben zu wachen haben, sind vor Allem darauf bedacht, dieselben zu ihrem Vortheil auszubeuten. So bezieht z. B. der Kaiser von einer Provinz gewisse Einkünfte, und der erste Mandarin derselben überliefert ihm den verlangten Betrag. Der folgende Beamte hat aber demselben schon eine bedeutend höhere Summe zu entrichten, deren Ueberschuß der Mandarin in die Tasche steckt. Der dritte Beamte hat hinwieder dem zweiten eine höhere Summe abzuführen, als dieser abgeliefert, und so geht es fort, bis der letzte directe Einzieher von dem Volke vielleicht das Doppelte der Summe erpreßt, die der Kaiser gefordert hat. So bestiehlt Einer den Andern; es wird gemarktet und gestritten, und der Kaiser weiß von Allem, was in seinem Reiche vorgeht, am allerwenigsten. Kaufleute feilschen oft Tage lang um einen Zoll und bezahlen nicht selten nur die Hälfte der anfänglichen Forderung.

In Shanghai hatte ich Gelegenheit, einer Hinrichtung beizuwohnen. Eines Nachmittags drängte sich eine ungewöhn-

liche Volksmasse nach einem offenen Platze vor der Stadt; ich ging mit, begierig, zu erfahren, was das zu bedeuten habe. Die Straßen waren so vollgepfropft, daß ich mir mit geballter Faust einen Weg zu bahnen hatte. Auf dem Platze angekommen, bildete der Haufen Volkes einen weiten Umkreis. Ich erfuhr nun, daß zwei Verbrecher, der Eine wegen Vergiftung und der Andere wegen verschiedener Verschuldungen, hingerichtet werden sollten. Beide waren ältliche, häßlich aussehende Chinesen. Sie wurden beinahe nackt auf Stühle gebunden. Auf das Signal eines Mandarinen hieb nun ein Scharfrichter dem einen Verbrecher mit einem kurzen Schwerte den Kopf ab; der andere wurde sodann mit dem Beil enthauptet. Nachdem die Execution vorüber war, wuschen die Richter im Blute der Hingerichteten ein Tuch, das sie unweit der Richtstätte halb in den Boden begruben. Hierauf bildete sich, die beiden Henker mit ihren blutigen Werkzeugen voran, ein Zug, der sich durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte; eine Ceremonie, welche das Volk an die Macht der Gerechtigkeit erinnern sollte.

Der Chineser huldigt in der Regel durch und durch dem Grundsatz: Nur Genuß ist Leben. Dabei liebt er aber doch den Schein des größten Ernstes, und der ausgemachteste Wollüstling weiß sich ein stolches Ansehen zu geben. Unbeweglich da zu sitzen, die halb verschlossenen Augen nach dem Boden stierend: das ist das traditionelle Zeichen des Weisen; in der Wirklichkeit imponirt aber kein Zeichen der Weisheit mehr, als der Klang der Dollars.

Die Weiber sind, gegenüber den Männern, nur die Sklavinnen ihrer Sinnlichkeit. Sie lassen sich kaufen und verkaufen wie eine Waare. Ihr Aeußeres fand ich hier oft nicht übel; besonders zeichnen sich die lebhaften Augen und die schöne Gesichtsfarbe aus, der aber meistens mit Schminke nachgeholfen wird. Ihre Ohrenringe, Ohrengehänge und Armbänder sind mitunter sehr kostbar. Shawls tragen sie nicht. Der oft nur vierthalb Zoll lange Fuß wird in einen

brodirten seidenen Schuh gepreßt, welcher auf hoher hölzerner Sohle ruht. — Um ihre geistige Bildung mag es schlecht genug stehen; sie werden erzogen, wie etwa ein Pferd.

Bei Todesfällen ihrer nächsten Verwandten sind die Weiber gehalten, eine gewisse Zeit lang an den Särgen derselben zu schreien und zu heulen, und zwar je lauter, desto besser. Ich sah verschiedene Begräbnisse. Das Leichengefolge zieht in schmutzig weißen Mänteln hinter dem Sarge nach der betreffenden Stelle. Hier wird ein Opfer gebracht; ein Schwein oder sonst etwas wird verbrannt und dazu fleißig muscirt. Die Musik ist die nämliche, wie bei Freudenanlässen; überhaupt scheinen die Chinesen nur Eine Melodie zu besitzen. Ist das Opfer vorüber, so rennt alles Volk, das kläglichste Geheul ausstosend und in Thränen schwimmend, in buntem Gewirre fort. Die Chinesen haben übrigens keine besondern Begräbnißplätze. Sie begraben die Todten nach Belieben auf ihren Feldern, oder legen sie vielmehr auf dieselben hin. Die Särge der Armen werden mit einer Strohmatten überzogen und auf den Boden gelegt; diejenigen der Reichen bekommen ein kleines, ungefähr drei Fuß hohes, weiß gemauertes und mit Dachziegeln gedecktes Häuschen. Solche Särge und Häuschen findet man nun überall. Auf einer Excursion mit meinem Schiffscapitän kam ich auch an eine Stätte, wo ein Mandarin des ersten Ranges begraben lag. Zwei schöne, zehn Fuß hohe steinerne Bildsäulen bezeichneten dieselbe, und neben jeder Bildsäule standen zwei gesattelte, ebenfalls steinerne Pferde.

Die Landschaft, nach der ich zuweilen solche Excursionen machte, um Fasanen zu jagen, hat Aehnliches mit manchen Gegenden in Holland. Alles ist flach und mit Kanälen durchzogen. Der Boden ist in kleine Vierecke getheilt, wie die Gemeindeföden in unserer Umgebung. Die Felder sind meist mit Baumwolle und Reis bepflanzt und liefern drei Ernten. Zuweilen fand ich auch Korn und Klee. Der Thee mit seiner wohlriechenden Blüthe wird häufig in Gärten gezogen. Alles

Land ist auf's sorgfältigste angebaut, und jeder Schuh wird benützt. Da und dort stehen kleine Häusergruppen, gewöhnlich zwei bis drei Gebäude, beisammen, die mit einem hohen Ruthengeflechte eingezäunt sind; zuweilen finden sich auch Bäume, und Alles bildet ein liebliches Ganze.

Ich war in Shanghai nur 25 Stunden von dem reichen Foochoo, einer der ansehnlichsten und bedeutendsten Handelsstädte China's, und wenig weiter von Nanking auf der entgegengesetzten Seite entfernt. Wie gern hätte ich mich dahin begeben; es fand sich aber keine entsprechende Gelegenheit, und die Reise hätte wol etwas Zeit und Geld gekostet. Die Gefahr fürchtete ich nicht; vielmehr hatte ich mir schon früher einen Zopf verschafft, um mit diesem chinesischen Attribut weiter in's Land hinein zu gelangen.

Eine nicht unwillkommene Erscheinung hier war mir einmal der Schnee. Ich erwartete es gar nicht, diesem uns so wohlbekannten Gaste in diesen Regionen Asiens, unter dem 32. Breitengrade, zu begegnen. Mit dem größten Vergnügen fühlte ich nach meinem Aufenthalte in den Tropen sein erstes feines lieblich kühles Stöbern, das dann aber bald einer erstarrenden Kälte wich.

Von Shanghai erwähne ich nur noch die Armuth, die man im Innern der Stadt in den gräßlichsten Gestalten zu schauen bekommt. Nackte, mit Geschwüren und Wunden bedeckte, auf allen Vieren sich forthelfende Kreaturen kommen an jeder Ecke und mitten im Gedränge vor und flehen die Vorübergehenden um eine Gabe. Das Herz blutete mir oft bei diesen Bildern des entsetzlichsten Elendes, und ich betrübte mich desto mehr, ihnen nicht helfen zu können, da der Chinese, durch den gewohnten Anblick verhärtet, nur zu oft, auch wenn er gar wohl zu geben im Stande wäre, kalt und stolz vorbei schreitet.

Tschusan und die Rückreise nach Hong-Kong.

Nach einem dreiwöchigen Aufenthalte verließ ich Shanghai. Nicht ohne eine Anwandlung von Stolz dachte ich an die Scenen zurück, die bisher wol noch wenige Schweizer kennen gelernt hatten. Drei angenehme Tagereisen, und wir befanden uns auf der Insel Tschusan, ungefähr 80 Meilen südlich von Shanghai. Schon die reizenden Inselgruppen in der Nähe unseres neuen Zieles hatten uns zu schönen Hoffnungen berechtigt. Der Anblick einer malerischen Hügelreihe rings über dem Hafen, gleich einer wohl bepflanzten Gartenanlage, dann der Hafen selber, ein mit Schiffen aller Art angefülltes Bassin, gewährten uns die Ueberzeugung, daß wir uns keinen überspannten Hoffnungen hingegen haben.

Die Stadt dehnt sich in einer Fläche zu beiden Seiten einer Anhöhe aus, auf der eine Festung liegt. Alle Gebäude sind chinesisch; denn die Europäer haben hier bisher noch nichts unternommen, da der Ort nur als eine militärische Station besetzt wird und im Jahr 1846 an die Chinesen zurückgegeben werden soll, insofern sie die Bedingungen des Friedensvertrages erfüllen werden. Der hiesige Handel ist daher auch nicht von großer Bedeutung, die Opium-Transactionen ausgenommen, für welche verschiedene Schiffe als Magazine hier liegen. Der Wunsch ist übrigens allgemein, hier einen Freihafen zu errichten und einige andere, weniger gut gelegene offene Häfen, wie Ningpo und Foochow, dafür aufzugeben. Eine Tour durch die ganze Insel überzeugte mich, wie schade es wäre, wenn das nicht geschähe. Die Landschaft ist überall höchst einladend, das Klima gemäßig und gesund. Alles ist Hügel und Thal, und es war mir, als sei ich in meiner schönen Heimath, wenn ich die mit Bäumen umgebenen Häusergruppen am Fuße und in den Becken der wellenförmigen Höhenkette betrachtete. Alle Gründe sind bepflanzt. Eine Anlage erhebt sich über der andern. Es sind meist Reisfelder. Auf den Säumen der Raine und Anhöhen hüpfen die lustigen Ziegen, während der schimmernde

Fasan so furchtlos auf den Zweigen junger Tannen sich wiegt, daß ich ihn oft wenige Schritte von mir sah. Bunte Vögel aller Art vermehren das Leben. Unter den Singvögeln finden sich auch unsere Meise und der Zeisig. Elstern und Raben sind, wie um Shanghai, in zahlloser Menge vorhanden. Wir hatten ein Par Hindoos und Chinesen mitgenommen, die uns Speisen und Getränke nachtrugen. Vor einer chinesischen Hütte schlugen wir unser Zelt auf. Ein Par chinesische Weiber kochten uns. Wir selbst bereiteten aus Bier, Branntwein, Eiern und Gewürzen ein köstliches Getränk, das die Engländer Flip nennen. Der Spaziergang war köstlich und wird uns Allen eine liebe Erinnerung bleiben.

Schon von Shanghai her war ein französischer Missionär unser Gesellschafter gewesen, dessen Umgang auf der von nördlichen Winden sehr beschleunigten Rückreise uns höchst angenehm und belehrend war. Padre Bertrand, der schon seit vierzehn Jahren in China sich aufgehalten und in dieser Zeit fast das ganze große Reich durchkreuzt hatte, war unterdessen, ungeachtet der großen Entfernung, auch ziemlich regelmäßig mit Nachrichten aus Europa versehen worden. So gaben die Bekanntschaft mit unsern Angelegenheiten wie mit China seiner Conversation den größten Reiz. Er glaubt nicht, daß das chinesische Reich in seinen gegenwärtigen Verhältnissen noch lange werde zusammenhalten können. Daß dieses bei einer Regierung, welche mit der Unkenntniß ihres Landes und seiner Hülfquellen zugleich einen gewaltigen Mangel an Kraft und Energie verbinde, bisher noch gelungen sei, dürfe nur dem friedlichen Charakter der Chinesen und ihrer Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht unmittelbaren Bezug auf sie habe, beigemessen werden. Sie seien indessen doch, sagt er, eifersüchtig auf die Usurpation der Manchoo-Dynastie; wenn einmal ein Winkel in dem ungeheuren Reiche aus dem Schlummer sich erhebe, dürfte bald Alles nachfolgen, und es würden sich dann eine Menge kleiner von einander unabhängiger Staten bilden; auf eine solche Revolution müsse auch der zunehmende Umgang mit den westlichen Völkern

hinwirken. Schade, daß der interessante Mann auf seinen Reisen sich wenig um Erwerbsquellen, Handel und Erzeugnisse der verschiedenen Gegenden bekümmerte. Er hatte wiederholt große Gefahren ausgestanden. Mandarinern wußten oft um ihn; sie waren aber nicht sehr zu fürchten, indem sie wohl wußten, daß sie durch Auslieferung eines Fremden nur zu verlieren und nichts zu gewinnen haben, weil nämlich der Kaiser durch die Entdeckungen eines Solchen Aufschlüsse über ihre Wirksamkeit erhalten könnte, auf die sie es lieber nicht wollten ankommen lassen. Was uns der Padre von Tibet, welches er auch bereist hatte, mittheilte, gewährte uns ein höchst anziehendes Bild dieses Wunderlandes, und mußte uns glauben machen, daß Gott hier den ersten Menschen ihren Aufenthalt angewiesen habe, wo sie die Größe und Majestät des Schöpfers in seinen Werken stets auf die herrlichste Weise vor Augen hatten.

Ein anderer nicht weniger interessanter Reisegesellschafter war der Oberst Cooper vom achtzehnten Regimente Royal Irish, der eine Hauptrolle in dem chinesischen Kriege gespielt hatte. Er erzählte uns, wie die Chinesen keinen zu erwähnenden Widerstand geleistet haben. Sie glaubten sich anfangs hinter ihren Festungswerken unangreifbar verschanzt, und prahlten wol, wie sie jeden Versuch, einzudringen, abweisen wollen. Als aber die englischen Kanonen diese eingebildeten Bollwerke in wenigen Augenblicken über den Haufen warfen, und sie die brittischen Colonnen fast zu gleicher Zeit auf sich heranrücken sahen, da ergriff sie ein panischer Schrecken. Sie hingen sich zu Duzenden an Bäumen und in ihren Häusern auf; Andere, Männer, Weiber und Kinder übereinander, stürzten sich in's Wasser oder in Pfützen, in denen sie erstickten oder ertranken. Sie glaubten, sie haben es mit Wesen ganz anderer Art zu thun und zogen den freiwilligen Tod jedem Widerstande vor, stunden auch wol in der Meinung, die barbarischen Ungeheuer würden sie den gräßlichsten Martern unterwerfen, wenn sie lebendig in die Hände derselben fielen.

Zweiter Aufenthalt in Hong-Kong. Macao.
Fahrt nach Canton.

Nach einer raschen Fahrt von nur sechs Tagen langte ich den 4. Jänner 1845 wieder in Hong-Kong an. Ich kannte den Ort kaum mehr; so merkwürdig hatte sich derselbe in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit verändert. Eine Straße über der andern, fast den halben steilen Hügel hinauf, war unterdessen angelegt worden. Eine ganze chinesische Stadt war erstanden, und ich hörte nichts, als hämmern und sägen. Auf der Hauptstraße der neuen Stadt Victoria (oder Hong-Kong), die Queensroad genannt, reiht sich ein Riesengebäude an das andere; die ganze Länge derselben von einem Endpunkte der Stadt zum andern beträgt ungefähr sechs englische Meilen. Zwei neue Märkte stehen da und bieten den Käufern Lebensmittel der verschiedensten Art. Ich ritt bis zum äußersten östlichen Ende der Stadt, wo Jardini Matheson und Comp. ihre Gebäude haben. Die Straße dahin ist oft durch hohen Felsen gehauen und führt durch eine romantische Landschaft. Auf Hügelspitzen und zwischen gewaltigen Felsstücken erheben sich einzelne Gebäude, unter denselben die Residenz eines der größten Handelshäuser der Erde, ein zwar großartiger Palast, der aber nicht solid gebaut ist; wie die ganze Kolonie entstand er in einem Nu und wird der prüfenden Zeit schlecht widerstehen. Auf dem Quai hat man eine sehr schöne Aussicht nach dem ganzen von Schiffen wimmelnden Hafen, und stolz verkündigt die Flagge des erwähnten Hauses den Sitz des Kaufmannsfürsten.

Auch dieses Mal besuchte ich Macao, fand indessen nur, daß es immer mehr in Abnahme gerathet. Im Vergleiche mit Hong-Kong ist es bereits eine Einsiedelei geworden und als Aufenthalt nur noch Kränkenden zu empfehlen, die Zurückgezogenheit und Ruhe suchen.

(Der Beschluß folgt.)